

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden = Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université
Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden
Band: 39 (2013)
Heft: 3-4

Artikel: Philosophie als Beruf
Autor: Hösle, Vittorio
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Philosophie als Beruf

Vittorio Hösle*

Wer besäße wohl die Dreistigkeit, nach Max Webers unerreichbarem Klassiker «Wissenschaft als Beruf» nochmals das Thema zu behandeln? Ist nicht in jener Vorlesung des grössten Soziologen des 20. Jahrhunderts alles schon gesagt, und zwar mit viel grösserem historisch-soziologischem Hintergrundwissen ebenso wie mit weitaus eindrücklicherer kategorialer Klarheit und ernsthafterem existenziellem Pathos, als ein normaler Sterblicher je aufzubieten vermöchte? Wenn ich es dennoch wage, mich zu einem verwandten Thema zu äussern, so nur, weil mein Thema eben nur verwandt, aber nicht identisch mit dem Weber'schen ist. Denn die Philosophie ist, wenn man sie denn überhaupt als Wissenschaft bezeichnen will, eine ganz besondere Wissenschaft, von der keineswegs vorausgesetzt werden kann, dass die Weber'sche Charakterisierung der Wissenschaft im allgemeinen auch auf sie zutrefte. Dabei ist nicht auszuschliessen, dass, wenn bei ihrer Analyse von Weber abweichende Ergebnisse erzielt werden sollten, diese trotz, oder vielleicht sogar aufgrund, der Sonderstellung der Philosophie auch auf den Begriff der Wissenschaft im allgemeinen zurückstrahlen werden. Denn anders als die von Weber am Ende berührte Theologie ist auch die Philosophie eine rationale Disziplin, die nicht an Wunder und Offenbarung appelliert, und da sie etwa das Wesen der Erkenntnis im allgemeinen thematisiert, ist unser Verständnis von der Natur der Wissenschaft unweigerlich von philosophischen Kategorien bestimmt, auch wenn diese nicht immer ins Bewusstsein gelangen.

Da ich anders als Weber kein Nationalökonom, sondern Philosoph bin, will ich mit der Diskussion der *Berufung* zur Philosophie beginnen und nur am Ende das Thema der Philosophie als *Brotberuf* streifen. Denn idealerweise wird man zuerst aus sachlichen Gründen von einer philosophischen Existenz angezogen. Wie man in dieser Existenzform sein Auskommen finden möge, ist zwar eine nicht unwichtige Frage, aber legitim letztlich nur für jene, die zu jener Existenzform wirklich berufen sind. Wer sich zuerst danach umschaute, welcher wirtschaftliche Status mit einer Philosophieprofessur verbunden ist, und dann beschliesst, sich dem Fach zu widmen, mag es aufgrund eines karrieristischen Instinkts im Universitätssystem seiner Zeit weit bringen, aber er oder sie wird bald vergessen werden, weil keine philosophische Berufung vorliegt.

Wieso beschliesst jemand, Philosoph zu werden? Soweit ich sehe, gibt es verschiedene Gründe, sich

dem Fache zu nähern, und auch wenn die Unterschiedlichkeit dieser Motive zum Teil erklärt, wie so die Philosophie eine so heterogene Disziplin ist, schliessen sie einander keineswegs aus, ja, letztlich ist von einer Konvergenz aller auszugehen. Zunächst einmal sind es *die grossen metaphysischen Fragen*, die früh die Entstehung der Religionen beflügelt haben und die schon Kinder fesseln: Was ist die eigentliche Wirklichkeit? Gründet die Welt in sich oder ist sie defizient gegenüber einem transzendenten Prinzip? Wie verhalten sich physisches Sein und Bewusstsein zueinander? Was passiert mit dem Tode? Warum ist überhaupt etwas? Zwar ist es unstrittig richtig, dass ein späteres Studium der Logik einen lehrt, dass manche Kinderfragen sinnlos sind. Aber da es wesentlich schwieriger ist, eine Abgrenzung des Sinnvollen und Sinnlosen vorzunehmen, als es sich etwa der Logische Positivismus eingebildet hat, darf man durchaus behaupten, dass derjenige keine philosophische Persönlichkeit ist, der in seinem Herzen nicht die Anziehungskraft jener Kinderfragen, ja vermutlich: der nicht bestimmte kindliche Züge wie besonders ein gewisses naives Vertrauen in die Verständlichkeit der Welt und damit darauf, dass richtige Lösungen letztlich einfach sein müssen, bewahrt hat. Auch wenn Kinder schon im Kindergarten einen deutlichen Gerechtigkeitssinn manifestieren, etwa Zurücksetzungen nicht einfach als schmerzlich, sondern als ungerecht erfahren, erreicht *das Nachdenken über ethische Fragen* in der Pubertät einen Höhepunkt, da diese Lebensperiode u.a. offenbar dazu dient, das

* University of Notre Dame, 318 O'Shaughnessy, Notre Dame, IN 46556, USA.

E-mail: vhosle@nd.edu
<http://www3.nd.edu/~vhosle/>



Vittorio Hösle, Prof. Dr. phil., ist Paul Kimball Professor for Arts and Letters in den Departments of German, Philosophy und Political Science der University of Notre Dame, an der er von 2008–2013 das Notre Dame Institute for Advanced Study leitete.

Studium der Philosophie, Allgemeinen Wissenschaftsgeschichte, Indologie und Gräzistik an den Universitäten Regensburg, Tübingen, Bochum und Freiburg, Promotion 1982 und Habilitation 1986 in Philosophie (Tübingen), 1988 Associate Professor an der New School for Social Research in New York, 1993 o. Professor in Essen, 1997 Direktor des Forschungsinstituts für Philosophie Hannover, seit 1999 an der University of Notre Dame.

2004/05 Member des Institute for Advanced Study in Princeton. Seit 2013 ordentliches Mitglied der Päpstlichen Akademie für Sozialwissenschaften. Autor von vielen Büchern (insgesamt in zwanzig Sprachen erschienen) zu Ethik, Politischer Philosophie, Ästhetik und Geschichte der Philosophie.

Fragwürdige der eigenen Tradition einer kritischen Sichtung zu unterziehen. Das Hinterfragen faktischer Ungerechtigkeiten kann freilich zu grundsätzlichen Zweifeln an einer objektiven moralischen Ordnung führen, und daher haben sowohl die Suche nach einer komplexeren Ethik und Politischen Philosophie als auch Skeptizismus und Nihilismus hier ihren lebensgeschichtlichen Ursprung. Und eine Prise Skeptis gegenüber allen Üblichkeiten bleibt ein Charakterzug jedes wahren Philosophen, auch desjenigen, der Alternativen zu dem letztlich selbstwidersprüchlichen Skeptizismus aufzeigt.

Zweifel an Normen werden schon geweckt, wenn die Autoritäten, die sie lehren, sich nicht an sie halten, aber sie werden bedeutend verschärft, wenn das Normensystem in sich selbst nicht konsistent ist – etwa allgemeine Gleichheit fordert und dann Männer und Frauen unterschiedlich behandelt. *Der Sinn für Widersprüche und die Begierde nach ihrer Beseitigung* sind sicher einer der mächtigsten Motoren der Philosophie, und er ist um so bedeutsamer, als sich nicht alle Widersprüche theoretisch so einfach beseitigen lassen wie diejenigen in manchen Normensystemen, wo die eigentliche Arbeit mehr in der Beseitigung unsinniger tradierter Normen und in der langsamen Annäherung der Gesellschaft an die überlegenen Normen besteht. Nein, das, was die Philosophie stets am Leben erhalten wird, ist die Tatsache, dass sich bei einigen grundlegenden Problemen ein Dilemma oder Trilemma auftut, das deswegen so schwer zu lösen ist, weil sich überzeugende Argumente pro und kontra finden lassen. Ohne begriffliche Klarheit und logische Präzision scheint es aussichtslos, hier weiterzukommen, und das erklärt das starke Interesse an Klärungen von Begriffen und an der Natur der Folgerung, das Philosophen auszeichnet. Vier Beispiele mögen genügen.

1. Nur wenig ist plausibler als der Glaube, dass jedes Ereignis verursacht ist, ja, im Prinzip durch Antezedensbedingungen und allgemeine Gesetze erklärt werden kann, wobei jene Ereignisse durchaus auch Handlungen nach Gründen umfassen mögen. Gleichzeitig scheint unser Verständnis von Freiheit und Verantwortung eine Prätermination von Handlungen auszuschliessen, die sich aus jenem Modell ergibt.
2. Die meisten modernen Menschen identifizieren Physisches nicht mit Mentalem, glauben daran, dass Physisches nur durch Physisches verursacht wird, und vertrauen in die kausale Wirksamkeit von Willensakten. Leider können aber nicht alle drei Annahmen zugleich wahr sein.
3. Der historisch Gebildete stellt fest, dass grundlegende theoretische, aber auch moralische Annahmen der Menschheit im Lauf der Geschichte

aufgegeben worden sind, und scheint es für ein Gebot der Bescheidenheit zu halten, auch den eigenen Überzeugungen Gültigkeit nur für eine bestimmte historische Epoche zuzuschreiben. Gleichzeitig ist er normalerweise nicht willens, grundlegende moralische Ideen, etwa dass die Tötung eines Unschuldigen ein Verbrechen sei, einfach zu «historisieren».

4. Wissen ist nach einer alten, auf Platon zurückgehenden Definition begründete wahre Meinung. Begründung setzt freilich ein Begründendes voraus, von dem nach bestimmten Regeln, die den Wahrheitstransfer garantieren, zu dem zu Begründenden übergegangen werden kann. Aber woher wissen wir um die Geltung der ersten Prämissen? Sie selbst begründen zu wollen, würde in einen infiniten Regress führen, sie durch sie selbst zu begründen scheint lächerlich, weil damit alles begründet werden kann, und sich auf die Intuition zu berufen wirft neben dem bekannten Problem, dass nicht alle die gleichen Intuitionen haben, die Frage auf, warum man das nicht auch bei dem zu Begründenden tue.

Neben der Faszination durch die grossen metaphysischen Fragen, der Suche nach Kriterien für moralisches Handeln und dem Wunsch, tiefsitzende Widersprüche in unseren Überzeugungssystemen zu überwinden, spielen zwei weitere Faktoren bei der Berufung zur Philosophie eine Rolle, deren zweiter, wie wir gleich sehen werden, mit dem dritten durchaus zu tun hat. Man kann sie *das Interesse an der Fundierung der Einzelwissenschaften und die Begierde nach enzyklopädischem Rundblick* nennen. Man kann ein brillanter Mathematiker sein und nicht darüber nachgedacht haben, was die Natur mathematischer Objekte ist, und man kann glänzende literaturwissenschaftliche Interpretationen vorlegen, ohne Klarheit darüber zu haben, was ein literarisches Kunstwerk und eine Interpretation eigentlich sind. Damit freilich kann sich ein philosophischer Kopf nicht zufrieden geben. Ein solcher will die meist unreflektierten Grundbegriffe und Grundannahmen der Einzelwissenschaften reflektieren und d.h. unweigerlich: wenigstens zeitweise in Frage stellen. Der philosophische Kopf mag sehr wohl hauptberuflich ein Einzelwissenschaftler sein, dessen diesbezügliche Arbeiten, da erfahrungsgesättigt, oft inspirierender sind als die eines hauptberuflichen Philosophen. Der Geist der Philosophie setzt ja keineswegs ein formelles Philosophiestudium voraus; Albert Einstein etwa war ein eminent philosophischer Kopf.

Von Aristoteles bis zu Leibniz und Hegel hat es ferner einige Philosophen gegeben, die einen Überblick über das Ganze des Wissens erreicht haben, und

während die beiden ersten auch zu den Einzelwissenschaften ihrer Zeit Erstrangiges beigetragen haben, kann es nicht überraschen, dass dies für Hegel nicht mehr gilt: Der Fortschritt des Wissens machte es schwer genug, verschiedene Disziplinen in ihren Grundprinzipien zu überschauen, und hoffnungslos, auch zu ihrer konkreten Entwicklung beizutragen. Hat dieser Drang heute noch andere Gründe als eine kindische, vielleicht sogar vermessene, die condition moderne verleugnende Neugierde? Nun, es gibt zwei gute Gründe, ihn für weitaus relevanter für das philosophische Unternehmen zu halten, als viele heute meinen. Die Widersprüche, von denen erst die Rede war, verschwinden meist, wenn man sich auf eine einzige Disziplin konzentriert: Wer als objektivistischer Naturwissenschaftler die Introspektion methodisch ablehnt, wird keine Schwierigkeit haben, Mentales mit Physischem gleichzusetzen bzw. Verantwortlichkeit zu leugnen; wer als Geisteshistoriker den Wertewandel erforscht hat, mag damit leben, dass auch alle seine eigenen moralischen Überzeugungen historisch relativ sind. Diese Form der Auflösung des Widerspruchs, bei der man die andere Seite gar nicht zu Wort kommen lässt, ist freilich zu schlicht, um zu überzeugen – ohnehin die mit den anderen Wissenschaften Vertrauen, aber auch den unparteiischen Beobachter. Eine plausiblere Antwort ist nur von jenen zu erwarten, die mit den Kategorien und Methoden unterschiedlicher Wissenschaften vertraut sind, und daher hängt, da eine solche Kompetenz nur erzielbar ist, wenn man Detailprobleme wie diejenigen mit einer philologischen Konjektur verbundenen souverän ignoriert, die für den betroffenen Philologen von enormer Relevanz sein dürfen, ja, müssen, die Zukunft der Philosophie entscheidend davon ab, ob es genügend Menschen gibt, die jene Souveränität besitzen, ja, einen Mut zum Dilettantismus mit jener universellen Neugierde verbinden und für die Philosophie Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden vermögen. Daneben gibt es noch einen weiteren Grund, von einem Philosophen einen enzyklopädischen Blick zu fordern. Einige Denker haben die These vertreten, dass eine Alternative zum infiniten Regress ebenso wie zur Intuition unvermittelter Wahrheiten die wechselseitige Stützung der Prinzipien der Einzelwissenschaften bzw. der entsprechenden philosophischen Disziplinen ist. Nach dieser holistischen Auffassung, die von einer u.a. durch Schönheit ausgezeichneten Architektur der Philosophie als ganzer ausgeht, sind etwa Erkenntnistheorie und Ethik keineswegs unabhängige Disziplinen – es gibt eine Erkenntnistheorie der Ethik, aber eben auch moralische Prinzipien, die die erkenntnistheoretische Tätigkeit inspirieren. Eine Alternative zum Monismus einer einzigen Disziplin, deren Dienstmägde alle

anderen sind, bis sie schliesslich auf sie zurückgeführt werden, ebenso wie zum Polytheismus ganz unterschiedlicher Wissensansprüche mag durchaus das Konzept einer *polyphonen Harmonie der einzelnen Wissenschaften und der sie fundierenden philosophischen Disziplinen* sein.

Ich erwähnte erst, dass die fünf Zugänge zur Philosophie, trotz unterschiedlicher Schwerpunktbildung, letztlich *konvergieren*. Weshalb? Führen nicht Sensibilität für metaphysische Fragen, Streben nach Gerechtigkeit, Wunsch nach Klarheit und Konsistenz, Interesse an der Fundierung der Einzelwissenschaften und Sinn für systematische Architektur in ganz unterschiedliche Richtungen, wie die Differenzen zwischen Denkern wie Plotin, John Rawls, Gottlob Frege, Roman Ingarden und G.W.F. Hegel beweisen? Gewiss; aber ebenso gewiss ist, dass sich die grössten Denker der Tradition von mehreren, wenn nicht geradezu allen Quellen genährt haben. Und es leuchtet ein, dass eine Lösung der die Philosophie quälenden Widersprüche nur bei einem Gesamtüberblick über alle unsere Erkenntnisansprüche erhofft werden kann, dass in diesem Zusammenhang eine Klärung, vielleicht sogar Begründung der unhinterfragten Voraussetzungen der Einzelwissenschaften erfolgen wird, dass eine Philosophie, die keinen Platz für die Ethik hat, seltsam unvollständig ist, ja, die eigene Normativität gegenüber unreflektierten (selbst wissenschaftlichen) Wissensansprüchen schwerlich ernst nehmen kann, und dass ein Verständnis des eigentümlichen Sollens der Ethik ohne eine komplexe Metaphysik nicht erzielt werden kann. Daraus ergibt sich ein Ideal der Philosophie, dem zwar kein Mensch je völlig gerecht geworden ist, dem aber die Grössten des Faches bewusst, und andere unbewusst, nachgestrebt haben. Innere Distanz gegenüber dem, was sich als platte Wirklichkeit aufdrängt, hoher moralischer Sinn, Klarheit, Konsistenz und Schlüssigkeit des Denkens, Vertrautheit mit den Fundamenten der Einzelwissenschaften und architektonisches Talent sind die Markenzeichen des zur Philosophie Berufenen.

Den philosophisch Berufenen erkennt man wie den geborenen Wissenschaftler daran, dass philosophische Fragen ihn geradezu in Besitz nehmen – *er arbeitet nicht an ihnen, sie arbeiten in ihm*. Selbstvergessenheit ist unabdingbar, auch und gerade wenn es um eine Theorie des Selbsts geht – denn philosophisch wird eine solche Theorie nur sein, wenn sie allgemeingültig ist und von der eigenen Subjektivität zwar nicht absieht, diese aber doch transzendiert. Dieser Sachbezug bringt manchmal Weltfremdheit und fast stets eine gewisse «Jenseitigkeit» mit sich, also eine innere Distanz gegenüber dem Alltäglichen

(auch bei einem Philosophen der Immanenz wie Spinoza). Er ist inkompatibel mit Eitelkeit, aber keineswegs unvereinbar mit der Tatsache, dass Philosophie, wie die anderen Wissenschaften, auf hohem Niveau nur mit Leidenschaft und nur mit dem geistesaristokratischen Bewusstsein betrieben werden kann, dass es enorme Differenzen in der Qualität des als philosophisch Gebotenen gibt. Da die Fragen der Philosophie für unser Selbstverständnis als Vernunftwesen wichtiger sind als etwa diejenige, durchaus faszinierende, ob es unendlich viele Primzahlenzwillinge gebe, können sie denjenigen, der sich ihnen ergibt, noch viel mehr versklaven, als dies bei Vertretern der Einzelwissenschaft der Fall ist. Der peruanische Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa hat im ersten seiner bedeutenden «Briefe an einen jungen Schriftsteller» die literarische Berufung mit der Situation eines Menschen verglichen, der von einem Bandwurm befallen ist – es handelt sich dabei, so will er sagen, nicht um ein Steckenpferd oder um ein Spiel, sondern um freiwillige Fronarbeit, die einen nicht mehr loslässt: Man ernährt sich selber gleichsam nur, um den Bandwurm am Leben zu erhalten. Abschalten auf längere Zeit oder auch das Sich-Flüchten in Geschäftigkeit sind mit wirklicher philosophischer Berufung nicht kompatibel, weil einen die philosophischen Probleme bald wieder einholen und stellen. Zwar mag der reifere Philosoph Strategien entwickelt haben, bestimmte Fragen zurückzustellen, weil er begriffen hat, dass er nur dann Aussicht auf deren Klärung hat, wenn er vorher andere Probleme gelöst hat. Aber diese Zurückstellung dient dabei doch nur der besseren Bearbeitung jener, und im Unbewussten rumoren sie weiter, lenken, ohne dass man es immer weiss, die eigenen Assoziationen, Lektüren und Gespräche und lassen günstigenfalls jene überraschenden Einfälle aufsteigen, die sich schliesslich als einer Lösung zuträglich erweisen, auch wenn sie auf mechanischem Weg, durch die Anwendung von Algorithmen, nie und nimmer zu produzieren wären. Ob der philosophischen Schriftstellerei eher *einsames Nachdenken, Diskussion mit Freunden und Kollegen oder Lektüre der besten einschlägigen Schriften* förderlich ist, hängt ganz vom Individuum ab und lässt sich keineswegs allgemein entscheiden. Eine Mischung aller drei ist unabdingbar, aber das Mischungsverhältnis wird sich je nach Persönlichkeit und sogar nach Lebensphase unterscheiden.

Das im letzten Absatz Gesagte verbindet die Philosophie mit den Einzelwissenschaften. Nicht gilt dies freilich für die enzyklopädische Begierde, die im Widerspruch zu dem unerbittlichen Gesetz der Spezialisierung steht, das nach Webers Analyse den Fortgang der Wissenschaften bestimmt. Gewiss gibt es zu

diesem Gesetz in den Einzelwissenschaften keine Alternative, auch wenn Weber die gegensätzliche Tendenz völlig unterschätzt, die ebenfalls die Geschichte der Wissenschaften kennzeichnet, nämlich allgemeinere Theorien zu finden, die verschiedene vorher selbständige Theorien zu einem Komplex vereinen. Aber richtig ist sicher, dass etwa Fortschritt in der Molekularbiologie nur durch eine unermessliche Fülle höchst präziser Experimente nach den Regeln der Kunst zustande kommen kann. Gilt dies auch für die Philosophie? Gewiss hat im letzten Jahrhundert auch in der Philosophie eine Professionalisierung stattgefunden, die ihren entscheidenden Ausgangspunkt in der Formalisierung der Logik zumal seit Frege hat. Da die Formalisierung philosophischer Argumente mit einem gewissen Aufwand verbunden ist, hat dies in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, dass sich junge Philosophen schon früh auf eine philosophische Disziplin wie etwa die Sprachphilosophie spezialisieren. Aber das Gegenteil von dem, was man erhofft hatte, ist eingetreten. *Weder Formalisierung noch Spezialisierung haben zu grösserem Konsens unter den Philosophen beigetragen.* Im Grunde hätte dieses Resultat nicht überraschen dürfen. Denn einerseits kann die Logik nur zeigen, dass etwas der Fall ist, wenn etwas anderes der Fall ist. Da die Prämissen der Philosophen empirisch nicht zu validieren sind, kann daher jeder philosophische Beweis zu einer *reductio ad absurdum* umfunktioniert werden: Du zeigst, dass aus a b folgt, aber ich habe nicht die mindeste Absicht, b anzuerkennen, und erkläre daher auch a für falsch. Ohne die Fähigkeit, die Phänomene in den Blick zu bekommen, ist logischer Scharfsinn in der Philosophie nur von begrenztem Nutzen. Andererseits hat die Spezialisierung den Weg einer wechselseitigen Stützung der verschiedenen philosophischen Disziplinen verbaut, von dem oben die Rede war. Es ist nicht sonderlich plausibel zu glauben, jemand könne die Sprachphilosophie weiterentwickeln, ohne ziemlich genaue Kenntnisse etwa in Metaphysik und Erkenntnistheorie zu besitzen, und eine Erkenntnistheorie könne überzeugen, die keinen Platz hat für ethische bzw. ästhetische Erkenntnis. Ohne die Verortung im Ganzen des Wissens lassen sich philosophische Probleme oft nicht einmal präzise verstehen, geschweige denn lösen.

Wir berühren damit einen weiteren Unterschied zwischen Philosophie und Einzelwissenschaft – dass es in jener nur selten, und meist nur zu relativ formalen Fragen, einen Konsens unter den Vertretern des Faches gibt. Das hat seinen letzten Grund darin, dass die Philosophie, anders als die Einzelwissenschaften, nichts voraussetzen darf und ständig das scheinbar Selbstverständliche zu hinterfragen aufgefordert ist.

Sofern man nicht mit der Theorie Th.S. Kuhns die Interpretation verbindet, es gebe keine Rationalitätskriterien, die die verschiedenen Paradigmen übergreifen, kann man in seiner Sprache sagen: *Die Philosophiegeschichte kennt keine Epochen normaler Wissenschaft, sondern eine permanente wissenschaftliche Revolution*. Deswegen ist es, anders als in den Einzelwissenschaften, schwierig, von Fortschritt zu reden. Das mag einerseits deprimieren. In der Tat bedarf der Philosoph besonderer seelischer Fertigkeiten, um mit dem Mangel an Konsens umzugehen. Zwei Extreme sind unbedingt zu vermeiden – das Sich-Einspinnen in eigene Wolkenkuckucksheime, die keiner Kritik von Aussenstehenden (dafür aber dem Lob abhängiger Assistenten) ausgesetzt werden, ebenso wie das Ausrichten der eigenen Überzeugungen an dem, was man Anlass hat, als die sich herausbildende Mehrheitsmeinung der zeitgenössischen Zunft zu vermuten (wobei sich die Meinung der anderen ebenfalls an solchen Antizipationen orientiert). Der Mittelweg besteht darin, den kritischen Austausch zu suchen mit mehreren, immer wieder zu ergänzenden Mitphilosophen aus verschiedenen Schulen und Ländern, deren Kompetenz man achtet, die vor Kritik keine Scheu haben und mit denen man genügend Prämissen teilt, so dass man auf deren Einwände konstruktiv reagieren kann, und von denen man doch so verschieden ist, dass der Austausch neue Gesichtspunkte verspricht. Unbedingt sind ferner die Mitphilosophen um philosophische Laien, etwa Einzelwissenschaftler, Künstler, Verantwortungsträger in Politik und Wirtschaft, zu ergänzen, denn eine Philosophie ist wenig wert, die nicht auf Geister ausserhalb philosophischer Seminare ausstrahlt. Der Konsens einer Mehrheit auch und gerade von Zunftgenossen ist in der Philosophie dagegen ein miserables Wahrheitskriterium und verdammt fast immer zum Verlust von Originalität. Nicht, dass Originalität zu den Dingen gehört, die man intentione recta anstreben kann (wie Glück ist sie vielmehr eines jener Dinge, bei denen dies gründlich zum Scheitern verurteilt ist) – aber das bedeutet nicht, dass man sich die Möglichkeit dazu durch das Einknicken vor der Mehrheitsmeinung verbauen sollte. Der Philosoph muss nach Wahrheit streben, er muss wissen, dass im Falle philosophischer Fragen die Widerstände gegen neue Wahrheiten meist heftiger sind als bei einzelwissenschaftlichen, da jene Fragen identitätsrelevant sind, etwa im Fall der Ethik «Du musst dein Leben ändern» noch deutlicher ausrufen als Rilkes «Archaischer Torso Apollos», er darf sich also durch jene Widerstände nicht beirren lassen, und wenn er beim Ziehen von Konsequenzen aus sachlich plausiblen Annahmen auf verblüffende Schlussfolgerungen stösst, muss er das akzeptieren, ohne doch die Paradoxie, also, dem ursprünglichen

Wortsinn nach, den Verstoss gegen die allgemeine Meinung, als solche gewollt zu haben.

Das Ausbleiben von deutlich erkennbarem Fortschritt, wenigstens was die materialen Probleme der Philosophie betrifft, hat andererseits eine ausserordentlich positive Konsequenz: Es gibt in der Philosophie wie in der Kunst, und viel mehr als in den Einzelwissenschaften, Klassiker, die zeitlos anregen. Anders als Kunstwerke erheben philosophische Klassiker jedoch einen unmittelbaren Wahrheitsanspruch, und man ehrt ihn nur, indem man Klassiker darauf hin untersucht und sie dort kritisiert, wo sie von dem abweichen, was man als Wahrheit zu erkennen glaubt. Klassikerverehrung ist widerphilosophisch, aber die Unfähigkeit, das Qualitätsgefälle etwa zwischen Spinozas «Ethik» und fast allen heutigen Produktionen wahrzunehmen, ist ein untrügliches Zeichen dafür, dass man nicht zur Philosophie berufen ist. So ist man wohlberaten, sich auf kontraintuitive Annahmen eines Klassikers einzulassen – unsere Intuitionen sind fehlbar, und wenn ihre Revision die Philosophie anderweitig vereinfacht, mag sie sehr wohl sinnvoll sein. Zudem ist innere Schlüssigkeit ein nicht hinreichendes, aber doch notwendiges Wahrheitskriterium, und man schult die Fertigkeit, schlüssig zu denken, wenn man sich mit falschen, aber weitgehend kohärenten Systemen befasst. Philosophen, deren Aussagen man für falsch hält, wegen ihrer inneren Kohärenz zu achten, Nachbeter des Richtigen wegen ihres mangelnden Sinns für Schlüssigkeit abzuwehren, sind Kennzeichen der philosophischen Persönlichkeit. Da die Zahl möglicher philosophischer Positionen begrenzt ist, bietet eine gute Kenntnis der Tradition, wenn sie ergänzt wird um den heutigen Stand technischer Argumentation, einen viel stärkeren Zugriff auf das, was philosophisch sinnvoll ist, als das Lesen zeitgenössischer Journale, selbst derjenigen, die sich als die allerbesten gerieren, die unweigerlich durch den Horizont der Herausgeber und peer reviewer begrenzt werden, zu denen selten Autoren von Werken gehören, die man einst als Klassiker feiern wird. Gerade wer eine gewisse Selbstmassstäblichkeit anstrebt, wird in den Klassikern jene Kontrollinstanz anerkennen, die jeder braucht, der sich nicht verrennen will – eine Kontrollinstanz freilich, die nur funktioniert, wenn man findig ist hinsichtlich des von ihnen Implizierten, das gegen die eigenen Ideen gerichtet werden kann. Aber widersprechen einander die grössten philosophischen Klassiker nicht? Gewiss, und um damit fertig zu werden, bedarf es einer *philosophischen Theorie der Philosophiegeschichte*. Einzelwissenschaftler sind viel weniger auf eine analoge Theorie angewiesen, weil sie in der Regel von einem Fortschritt in der Geschichte der eigenen Disziplin ausgehen können. Es

ist aber in der Philosophie nicht möglich, Epikur als Fortschritt über Platon und zugleich Hegel als Fortschritt über Hobbes anzusehen. Wer dies einmal begriffen hat, hat eine enorme Verblüffungsresistenz gegenüber den Fortschrittsallüren zeitgenössischer Philosophen errungen: Er durchschaut präventive Neuerfindungen des Rades als das, was sie sind, und vermag alte Argumente gegen schon widerlegte Theorien aufzubieten, die in eleganten neuen Kleidern, aber mit derselben Widersprüchlichkeit auf den Laufsteg philosophischer Modeschauen treten.

In den Vorbehalten teils gegenüber der Tendenz zur Spezialisierung, teils gegenüber dem Glauben an den Fortschritt unterscheidet sich die Philosophie von dem Bild, das Weber von der Wissenschaft entwirft. Aber der wichtigste Differenzpunkt ist noch gar nicht ausdrücklich benannt worden, auch wenn er im Vorherigen implizite schon enthalten ist. Wenn das ethische Bedürfnis eine der Quellen der Philosophie ist, dann versteht es sich von selbst, dass der Philosoph zu Wertfragen Stellung beziehen darf, ja, soll. Nach Weber sind nur zweckrationale Aussagen rational und daher wissenschaftlich vertretbar – also etwa empirisch überprüfbare Aussagen der Art, a sei ein notwendiges Mittel, um b zu erreichen oder zu verhindern. Ob freilich b erstrebenswert sei, entziehe sich wissenschaftlicher Überprüfbarkeit. Damit übersieht Weber zumindest das weite Feld axiologischer Konsistenz. Unsere Normen müssen miteinander verträglich sein, ja, die Wertannahmen, aus denen sich die Rechtfertigung einzelner Normen ergibt, erzwingen andere Normen, und der Ethiker hat die Pflicht, z.B. darauf hinzuweisen, dass diejenigen, die die Präimplantationsdiagnostik ablehnen und gleichzeitig ein Recht auf Abtreibung vertreten, sich auf absurde Weise widersprechen. Denn jeder darf sich gesunde Kinder wünschen, und das einzig plausible Argument gegen eine Selektion von Embryonen kann nur sein, dass Embryonen ein Lebensrecht haben. Ein solches gilt dann aber auch gegenüber denjenigen, die aus Gründen, die nicht mit dem Lebensschutz der Mutter zu tun haben, eine Abtreibung erstreben. Aber ist es wenigstens gleichermassen rational, für Recht auf Abtreibung und Präimplantationsdiagnostik bzw. gegen beides zu sein? Auch hier muss der Philosoph darauf beharren, dass ein moralisch plausibles Abgrenzungskriterium zwischen Embryonen und Kleinkindern angegeben werde, wenigstens sofern man letzteren ein Lebensrecht zuspricht. Die Tatsache, dass der Embryo vermutlich bei einer Tötung nicht leidet, könnte auf ersten Blick ein solches sein. Aber liessen sich, bei entsprechenden Tötungstechniken, nicht auch Kleinkinder schmerzlos töten? Und ist nicht das Kleinkind mit dem Embryo identisch? (Ich spreche hier über die

moralische Frage. Die rechtliche Frage ist komplexer, weil das Leben des Embryo gegen den Willen der Mutter in der Tat nur schwer zu schützen ist.)

Wie auch immer man zu dieser Einzelfrage stehen mag: Spezifisch ethische Argumente funktionieren nach diesem Muster, und *es ist nicht einzusehen, warum ihnen Rationalität abzusprechen ist*. Sie erschliessen allgemeine Prinzipien aufgrund konkreter Intuitionen und deduzieren dann aus jenen als Prämissen weitere Folgerungen. Weber dagegen vertritt eine ganz andere metaethische Position, die zu seiner Zeit verbreitet war, der aber etwa Kants Ansatz diametral entgegengesetzt ist und zu deren Verteidigung Weber keinesfalls durch seine ausserordentlichen Kompetenzen als Soziologe qualifiziert war. Nicht nur verletzt Weber mit der Propagierung dieser Metaethik Fachgrenzen – er dürfte höchstens sagen, dass der Sozialwissenschaftler qua Sozialwissenschaftler nicht qualifiziert sei, sich zu Wertfragen zu äussern, müsste aber offenlassen, ob nicht ein ethisch ausgebildeter Sozialwissenschaftler eine derartige Wertungskompetenz in Anspruch nehmen könne. Was an seinem Vortrag besonders irritiert ist, dass Weber ja seine Lehre vor Studenten vertritt, also als Professor eine sehr weitreichende metaethische Position verbreitet, zu der es zweifellos Alternativen gibt, die gar nicht zu Wort kommen, obwohl er gleichzeitig mit prophetischer Verve gegen die Verkündigung moralischer Lehren vom Katheder aus polemisiert. Weber könnte zwar versuchen, den Vorwurf des performativen Widerspruchs zu entkräften, indem er auf den Unterschied zwischen Ethik und Metaethik verwies. Aber dieser Unterschied kann gar nicht so scharf sein, wie er ihn bräuchte, da Weber ja aus seiner Metaethik und der Pflicht zur intellektuellen Ehrlichkeit, deren Status völlig unklar bleibt, die konkrete moralische Norm ableitet, Wertfragen hätten in Vorlesungen nichts zu suchen. Eine Metaethik, aus der sich aber in Verbindung mit einer transzendental unvermeidlichen Voraussetzung, die zudem eigentlich zu ihr in Widerspruch steht, moralische Forderungen ergeben, ist schwerlich ethisch neutral.

Daher ist festzuhalten: Der Philosoph hat die keineswegs besonders angenehme Aufgabe, moralische Pflichten zu statuieren, wenn er durch ethische Analyse zu dem Ergebnis kommt, dass ihre Bestreitung bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung anderer Pflichten zu Widersprüchen führt. Natürlich muss er offen sein gegenüber Kritik und ernsthaft mit der Möglichkeit rechnen, in seinen Argumenten Fehler begangen zu haben. Aber diese müssen ihm konkret aufgezeigt werden. Der blosser Hinweis, z.B. eine ausgearbeitete Ethik der intergenerationellen Gerechtigkeit sei nicht

opportun, weil sie zu vieles am gegenwärtigen Verhalten der meisten Menschen als pflichtwidrig darstelle, ist dagegen kein sachliches Argument. Ob eine Philosophin ihre neuen ethischen Einsichten nur in Fachkreisen diskutiert oder sie einem breiteren Publikum mitzuteilen sucht, auch wenn letzteres ihre Beliebtheit selten erhöhen wird, ist eine persönliche Entscheidung, die von vielen Faktoren abhängt, teils dem Vorhandensein bzw. Fehlen des entsprechenden rhetorischen und didaktischen Talents, teils den konkreten Risiken, die sie läuft. Obzwar Sokrates auch deswegen zur Idealgestalt des Philosophen avanciert ist, weil er seine Lust an der Ethik mit dem Tode bezahlt hat, gibt es keine allgemeine Pflicht zum Martyrium – Platon hat sich in einer Gesellschaft, die er verachtete, äusserst geschickt zu erhalten gewusst, und angesichts der Qualität seines Werkes wird man ihm dafür zu Dank verpflichtet sein. Aber wenn es zum Begriff des sittlich Richtigen gehört, dass es allgemein verbindlich ist, dann kann der Philosoph auf eine Mitteilung seiner Einsichten, in welcher vermittelter Form auch immer, nicht verzichten. Aber heisst das nicht, dass der Philosoph damit *prophetische Funktionen* übernimmt, die ihm schlecht anstehen? Sicher ist ein Philosoph nicht besonders qualifiziert, zukünftige Ereignisse vorherzusagen, und noch weniger gebührt es sich, wenn er auf Offenbarungen Anspruch erhebt. Aber ein Zug der Prophetie von Zarathustra bis zu den letzten jüdischen Propheten, Jesus und Mohammed war die Statuierung neuer Pflichten (wenn auch meist in dem aufrichtigen, obgleich sachlich unhaltbaren Glauben, man restauriere nur alte Lehren). Ich habe keine Schwierigkeiten, zwischen diesem Zug der Prophetie und dem Amt des Sokrates, aber auch der universalistischen Revolution der Aufklärung, die in Kants und Mills Ethik gipfelt, Kontinuitäten zu erblicken, auch wenn man von einer rationalen Prophetie sprechen sollte, sofern wirklich ethische Argumente den neuen Lehren zugrunde liegen. Aber sittlicher Ernst ist den grössten Philosophen wie den bedeutendsten Propheten gleichermassen zu eigen, und das gereicht ihnen nicht zur Schande.

Dies macht es schon klar, warum die *Verzunftung der Philosophie* in hohem Masse problematisch ist. Eine Zunft der Propheten mit Gesellen- und Meisterprüfung ist unmittelbar als lächerliche Idee zu durchschauen, und auch der schon geführte Vergleich mit der Kunst lässt das Streben nach Professionalisierung in der Philosophie als fragwürdig erscheinen: Wer wollte bestreiten, dass die Entwicklung der modernen Malerei Aussenseitern wie Gauguin und van Gogh unendlich mehr verdankt als Hunderten von wohlbestallten Akademieprofessoren? Meint jemand wirklich, Tolstoj oder Thomas Mann wären

bessere Schriftsteller geworden, wenn sie einen Master in Creative Writing errungen hätten? Die Schöpfer der modernen Philosophie, Descartes, Spinoza, Leibniz, Hobbes, Locke, Berkeley, Hume, haben neben der Philosophie auch in Mathematik, Historiographie und Ökonomie Bahnbrechendes geleistet, und beruflich waren sie allerlei – Linsenschleifer, Diplomaten, Bischöfe –, aber gerade nicht Philosophieprofessoren. Auch noch im 20. Jahrhundert sind einige der grössten Philosophen von anderen Disziplinen zur Philosophie gestossen: Frege war in Mathematik promoviert und habilitiert, Husserl in Mathematik wenigstens promoviert, Wittgenstein war ausgebildeter Ingenieur, Jaspers war ursprünglich Psychiater. Sachfragen ihrer Ursprungsdisziplinen haben sie philosophisch inspiriert, während der Nur-Philosoph leicht der Gefahr erliegt, sich im Leerlauf formaler Probleme wie in einem Hamsterrad zu verlaufen. Und dennoch setzt sich immer mehr ein Modell der philosophischen Ausbildung durch, das demjenigen der Einzelwissenschaften nachgebildet ist. Dabei ist das US-amerikanische Vorbild führend. Es war eine enorme wissenssoziologische Leistung Webers, schon 1917 bzw. 1919, als die amerikanischen Universitäten noch weit davon entfernt waren, Weltgeltung errungen zu haben, sondern noch am Anfang ihrer grossartigen Karriere standen, die sie in wenigen Jahrzehnten an die vorderste Front wissenschaftlicher Produktivität katapultiert hat, die Zugkraft und Dynamik dieses alternativen Modells begriffen zu haben. Die intelligente Mischung von staatlichen und privaten Universitäten (von denen die besten non-profit-Organisationen sind), die bessere finanzielle Ausstattung, die allgemeine Konkurrenz, u.a. um die Studenten, die in ihr Studium beträchtliche Summen investieren und etwas dafür zurückhaben wollen, die Meritokratie in der Bezahlung der Professoren, die früh erfolgte Internationalisierung von Lehrkörper und Studentenschaft, die Professionalisierung der Verwaltung, die guten Wissenschaftlern selten liegt, haben alle zu dem raschen Aufstieg Amerikas beigetragen – und das Fehlen dieser Faktoren zur Stagnation, ja, dem Niedergang der europäischen Universitäten.

Aber so viele Nobelpreise dieses Modell auch in den Einzelwissenschaften errungen hat, es bleiben grosse Zweifel, ob die gerade in Amerika ausgeprägte Tendenz zu früher Spezialisierung auch für die Philosophie segensreich ist. Ja, bei Gelehrten, die ihr Leben etwa der Referenz singulärer Termini oder dem Gettierproblem (also Gegenbeispielen zu der Definition des Wissens als gerechtfertigter wahrer Meinung) gewidmet haben, alles, was darüber in den letzten Jahrzehnten publiziert wurde, auch wenn es meist Variationen desselben sind, kennen, aber nur

ganz wenige der Klassiker gelesen haben, sich für andere Wissenschaften, die drängenden politischen Probleme und die Künste nicht interessieren und selbst die philosophischen Nachbardisziplinen kaum überblicken, wird man den Eindruck nicht los, es handle sich eher um eine Karikatur dessen, was die Tradition als Philosophie hochgeschätzt hatte. Das Missverhältnis zwischen der enormen Zahl an Philosophieprofessoren mit festen Stellen in unserer Zeit und der geringen Rückwirkung der Philosophie auf den Rest der Gesellschaft, die Wissenschaften und die Künste ist auffallend – und jene Rückwirkung ist sicher eines, wenn auch nicht das einzige Erfolgskriterium der Philosophie. (Marsilio Ficino war kein sehr grosser Philosoph, aber dass er Michelangelo zu einigen seiner grossartigsten Werke inspiriert hat, wie Erwin Panofsky im letzten Kapitel seiner fesselnden «Studies in Iconology» gezeigt hat, macht ihn bis zum Ende der Geschichte lesenswert.) Zwar wird man nicht vermeiden können, den Stellenmarkt in der Philosophie demjenigen in den anderen wissenschaftlichen Disziplinen anzugleichen, wenn man verhindern will, dass die Zahl der an Philosophie Interessierten dramatisch schrumpft. Aber folgende Alternativen zu dem Weg, den die Philosophie derzeit geht, scheinen mir wichtig. Den Luxus der Spezialisierung kann man sich nur in grossen Departments leisten – in kleineren muss ein Philosoph unweigerlich mehrere Disziplinen selber abdecken, weil er das nicht an die Kollegen delegieren kann. Es spricht also erstens viel für kleinere Departments, selbst wenn die Folge davon sein sollte, dass es weniger Stellen geben wird: Aber dies wird dem Fach solange nicht schaden, als es mehr Stellen als Berufene gibt. Zudem ist zweitens darauf zu setzen, mehr philosophische Stellen innerhalb einzelwissenschaftlicher Departments zu schaffen. In einigen Disziplinen ist das schon der Fall – Rechtsphilosophie wird meist an Juristischen Fakultäten gelehrt, Medizinethik zunehmend an Medizinischen Fakultäten. M.E. würde es der Philosophie sehr förderlich sein, wenn mehr philologische Fakultäten Lehrstühle für Hermeneutik, Kunsthochschulen Lehrstühle für Ästhetik, naturwissenschaftliche Fakultäten Lehrstühle für Philosophie der Physik und Biologie und

Technische Hochschulen Lehrstühle für Technikphilosophie hätten. Die Institutionalisierung des Kontaktes mit den Einzelwissenschaften würde der Philosophie guttun – wenn zugleich Mechanismen geschaffen werden, die die Regionalphilosophen mit denjenigen in geistigen Austausch treten lassen, die die philosophischen Kerndisziplinen wie Metaphysik, Erkenntnistheorie und Ethik unterrichten. Drittens spricht viel dafür, eigene Forschungseinrichtungen zu schaffen, die sich der Philosophie widmen – denn das Talent zur Forschung und dasjenige zur Lehre gehen, wie Weber zu Recht hervorhebt, nicht immer Hand in Hand. Dass ein Land mit der philosophischen Tradition Deutschlands nur für kurze Zeit ein einziges Max-Planck-Institut für im weiteren Sinne philosophische Fragen unterhielt und nach dessen Scheitern sich um keine Alternative bemühte, hat sicher nicht zur Wiederbelebung der deutschen Philosophie beigetragen. Viertens ist nicht auszuschliessen, dass immer mehr Philosophen in der Praxis unterkommen werden, und zwar hauptsächlich als ethische Berater in Unternehmen, Verwaltung, politischen Thinktanks. Gewiss ist eine solche Stellung mit zwei Problemen verbunden – erstens hat man wenig Zeit zum Forschen über grundlegende Fragen, es sei denn, man erhält Sabbaticals, und zweitens mag die Abhängigkeit vom Arbeitgeber die Freiheit zu publizieren, was man will, empfindlich beschneiden. Zwar wird kein Mensch mit Charakter etwas schreiben, was er nicht für richtig hält, aber er wird nicht alles sagen, was er denkt, wenn er dadurch seine Stelle gefährdet sieht. Wenn er freilich nach seiner Pensionierung ein Büchlein von der Qualität des «Principe» vorlegt, wird er der Philosophie durchaus nutzen. Und fünftens brauchen wir in der Philosophie Mut zum intelligenten Dilettantismus. Rousseau und Nietzsche waren philosophisch nicht ausgebildet, Schopenhauer und Marx haben keine philosophische Karriere gemacht – ihr Einfluss auf die Philosophie überragt jedoch denjenigen Tausender Kathederphilosophen. Die Bereitschaft, Aussen-seiter zu Wort kommen zu lassen und sich von ihnen philosophisch inspirieren zu lassen, was auch immer ihr Brotberuf ist, scheint mir entscheidend, um der Berufung zur Philosophie treuzubleiben. ■